

Ronny Weber

(<http://www.ronnyweber.de>)

Der folgende Text war mein bescheidener Beitrag zum 13. MDR-Literaturwettbewerb. Erwartungsgemäß konnte ich damit nicht reüssieren ;-)

Rasenschach

Nüchtern betrachtet ist die Sache gelaufen. Es sind noch 20 Minuten zu spielen und wir liegen mit 0:7 hinten. Der Gegner drückt weiter; des Torverhältnisses wegen.

Obwohl die Zeiten der zweistelligen Niederlagen vorbei schienen, könnte es diesmal wieder klappen. Fußball ist ein grausamer Sport, da in hohem Maße ungerecht.

Das unterscheidet ihn vom Schach. Beim „Königlichen“ sind die Voraussetzungen stets gleich. Die Figuren verfügen über eine konstante Stärke, stehen zu Beginn vollzählig auf dem Feld und harren stumm der glücklichen Hand ihres Oberbefehlshabers.

Beim „Rasenschach“ fehlt uns heute der halbe Kader; verletzungsbedingt, aufgrund von Krankheit, Sperre oder Arbeit. Das in Unterzahl aufgelaufene Personal wühlt sich verzweifelt durch den Schlamm des aufgeweichten Platzes und der Übungsleiter brüllt Anweisungen. Anweisungen, die wir nicht zu erfüllen vermögen.

Wenn *ich* auflaufe, zeugt das stets von einer Notlage. Fußball zählt nicht zu meinen Stärken, obwohl ich die theoretischen Grundlagen beherrsche. Der Geist ist durchaus willig, aber das Fleisch, das Fleisch, das Fleisch...

Außerdem fehlt mir die leichtsinnige Unbekümmertheit der jungen Spieler; die Bereitschaft, seine Knochen mit wirklich allerletzter Konsequenz hinzuhalten. Man könnte auch von mangelndem „Biss“ sprechen, der wohl besser mit Brutalität umschrieben wäre.

Beim Schach bin ich da nicht so zimperlich. Bauern- und Springergabeln gehören zum bevorzugten Stil. Auch Angriffe über die Flügel oder erbarmungslose Materialschlachten zählen zum Repertoire. Dies erfordert freilich eine gründliche Planung, die bei Beachtung aller Eventualitäten mathematisch genau zum Siege führt.

Dagegen ist Fußball oft Zufall. Man bemüht zwar im Vorfeld das Schicksal oder die Götter; fleht um vorteilhaftes Wetter, Schwäche des Gegners, hohe Trefferquote und

einen brauchbaren Schiedsrichter. Doch ist dieses Flehen nicht rituell und metaphysisch, sondern als diffuse Hoffnung auf glückliche Umstände zu verstehen. So etwas widerspricht der Ratio, weshalb es mir unbehaglich erscheint.

Warum dann aber das Ganze? Wozu jedes Wochenende auf dem Rasen stehen, Gras fressen? Kurz: Weil es keine bessere Möglichkeit für Charakter- und Verhaltensstudien gibt; der Begegnung mit dem Leben in all seinen Facetten. Ein genialer Schachzug! Ich rede hier natürlich von den unteren Klassen, nicht vom professionellen Rasenschach, das einem sich verschärfenden Egalisierungsdruck unterliegt. Die Disziplinierung der Anhängerschaft durch diverse Ge- und Verbote, Kleiderordnungen und Gesinnungsvorgaben führt zum Verlust der Vielfältigkeit; zur gesellschaftlichen Verarmung. Man muss sich hinsetzen und bald wohl noch den Mund halten: „*Quiet please!*“

Da nun gerade das achte Tor für den Gegner fällt und unsere Mannschaft nur noch zu neunt auf dem Platz ist, kann ich kurz auf das Schachspiel zurückkommen. Dieses entzieht sich der äußeren Bewertung. Schach entbehrt jeglicher Moral. „Schlägt“ man eine Figur und „entfernt“ selbige vom Brett, wird dies als kühler Akt eines Denkprozesses begriffen, der nichts anderes als die Vernichtung des Gegners – mithin den Endsieg – zum Ziele hat. Derart nackter Zynismus wirft bei Zensoren vermutlich die Frage nach einem möglichen Schach-Verbot auf, oder doch zumindest einer Altersbeschränkung zum Schutze der Jugend. Gefährlich scheint insbesondere die Fixierung auf einen einzigen Gegenspieler, der mit berechnender Brutalität ein ums andere mal gedemütigt wird. Verliert er beispielsweise zwei Türme innerhalb weniger Züge, sorgt dies für Glücksgefühle bei der Gegenpartei, ein innerliches Jauchzen und Frohlocken, den schwer angeschlagenen Rivalen nun genüsslich auseinander nehmen zu können. Es sei denn, dieser entzieht sich „feige“ seinem Schicksal und legt den eigenen König um.

Das Aufgeben in ausweglosen Situationen ist beim Fußballsport nicht vorgesehen. Neunzig Minuten plus X können grausam sein. Ich erinnere mich mit Schaudern an 20 Gegentore in einem einzigen Spiel. Derlei „Schlachtfeste“ müssen als traumatische Erfahrungen betrachtet werden. Glücklicherweise geht das Leben hinterher weiter; nicht die Figuren fallen, sondern nur Tore. Ein weiterer wesentlicher Unterschied zum Schach.

Da nun Platzregen niedergeht und ein eisiger Wind über das Spielfeld pfeift, kassieren wir das neunte Tor. Der Linienrichter, Sohn des Übungsleiters, hebt die Fahne: Abseits. Der Schiedsrichter weiß es besser, zeigt jedoch Mitleid und erkennt den Treffer nicht an.

Dem Mann in schwarz kommt eine bedeutende Verantwortung zu. Ohne ihn wäre die ordnungsgemäße Durchführung des Spiels nicht vorstellbar. Spieler neigen bei vermeintlichen und tatsächlichen Regelverstößen zu subjektiven Betrachtungsweisen, die sich fast immer widersprechen. Der mehr oder weniger Unparteiische muss dann richten. Diese Aufgabe verleiht ihm einerseits Macht; andererseits Sorgen. Verantwortung macht angreifbar. War das nun ein Elfmeter oder eine Täuschung, eine „Schwalbe“? Seit das Schinden von Strafstoßen grundsätzlich mit Verwarnung zu ahnden ist, befinden sich die Schiedsrichter in einer Zwickmühle. Sie müssen das Ereignis in jedem Falle pfeifend bewerten. Hier bietet sich reichlich Raum für Fehlinterpretationen. Gewissensbisse und Selbstzweifel wirken aber zersetzend und zerstören die künstliche Autorität. Der Unparteiische muss hart und konsequent sein. Er hat im Normalfall weit weniger Zeit zum Entscheiden, als ein Schachspieler. Dafür darf er sich manchmal auch irren.

Mein Gegenspieler droht mir davonzulaufen. Ich halte ihn am Trikot fest, lasse aber gleich wieder los, weil der Ball ins Aus trudelt. Es gibt Einwurf.

Beim Schach gilt die Regel „berührt – geführt“. Gerade Anfänger verbrennen sich hier recht leicht die Finger. Kaum lassen sie die Figur los, erkennen sie den Irrtum und bitten um eine zweite Chance. Hier sollte der Rivale gnadenlos sein! Schach ist kein Spiel, sondern eine Projektion des realen Lebens auf 64 Felder. In den Nachrichten heißen sie „Sektoren“, „Regionen“ oder „von diesem und jenen kontrolliertes Gebiet“. In den letzten Jahren wurde sehr viel Schach gespielt; ein Matt blieb bislang aus. Es wäre interessant, wie sich die Aufteilung eines Fußballfeldes in 64 Quadrate und die Erhöhung der Mannschaftsstärke auf jeweils sechzehn Mann in der Praxis auswirken würde. Vermutlich gäbe es keinen Platz mehr für den Schiedsrichter. Ein Verlust? Wer weiß...

In manch wachem Augenblick bereuen die Akteure, das Spiel überhaupt begonnen zu haben. Worin liegt der Sinn derartigen Tuns? Körperertüchtigung,

Geistestraining? Das geht auch ohne imaginärem Messer zwischen den Zähnen; ohne Dolch im Gewand. Ohne Sieger und Besiegte.

Niemand unterliegt gern im Kampf. Niemand erträgt die Erniedrigung! Dennoch – oder gerade deshalb – spielen wir weiter: bis zum bitteren Ende. Verbissen und verzweifelt. Der Gegner ebenso. Der Feind!

Warum? Wiegt die Ehre höher, als das vorzeitige Verlassen des Platzes, das Erheben vom Stuhl? Oder zwingt uns gerade der vermeintliche Sport – sei es Fußball oder Schach – zu genau jenen Betrachtungen, jenen Überlegungen, die sonst im Alltagsgrau verschwinden und höchstens als üble Fata Morgana in den Spätnachrichten auftauchen? Wie oft verlieren wir *tatsächlich*; abseits von Spielfeldern? Wie oft kapitulieren wir vor *realen* Umständen und wännen uns als Opfer selbiger? Merken wir es überhaupt noch?

Bumm! 9:0! Wie lange noch?!...

Das Spiel ist aus.

Es geht unter die Duschen.

Gott sei Dank!

(November 2007)